

Predigt über Markus 12,41-44

Er saß dem Opferstock gegenüber und schaute, wie die Leute Kupfergeld in den Opferstock warfen. Und viele Reiche warfen viel hinein. Auch eine arme Witwe kam. Sie warf zwei Kleinmünzen ein, einen Pfennig wert. Und er rief seine Jünger herbei und sprach zu ihnen: Amen, ich sage euch: diese Witwe, die arme, hat mehr hineingeworfen als alle, die in den Opferstock eingeworfen haben. Denn alle haben aus ihrem Überfluss eingeworfen, sie aber hat aus ihrem Mangel eingeworfen alles, was sie hatte, ihr ganzes Leben.

Der Sonntag Okuli verdankt seinen Namen und sein Thema einem Wort aus Psalm 25: Meine Augen sehen stets auf den HERRN; ich habe den HERRN allezeit vor Augen. Um unsere Blickrichtung geht es; um das, was wir sehen und im Blick haben, berücksichtigen, und um das, was wir nicht sehen, wovon wir absehen. Meine Augen sehen stets auf den HERRN – es gibt keine Situation, die ich zunächst einmal für sich, abgesehen vom Gott Israels zu klären, kein Problem, das ich zu lösen suche, ohne dabei diesen Gott im Blick zu haben.

Auch der Wochenspruch, das Fazit des heutigen Evangeliums von den Vorbehalten gegenüber der Nachfolge Jesu, nimmt unsere Blickrichtung in den Blick: wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, ist nicht geschickt für das Reich Gottes. Wer also versucht, zugleich in zwei Richtungen zu blicken oder zu schielen, nach vorn zum Reich, zur neuen Welt Gottes und zurück auf die bestehende Welt, die wir zwar vielleicht ablehnen, aber wenigstens kennen und jedenfalls nicht übersehen können; nach vorn ins verheißene Land der Freiheit und zurück zu angeblichen Fleischtöpfen im Haus der Sklaverei, wird in dieser Zerrissenheit und Zwiespältigkeit nichts Hilfreiches beitragen dazu, dass sein Reich komme.

Keine halben Sachen, sondern vorbehaltlose Hingabe, das scheint das Thema dieses Sonntags zu sein, und darum ist wohl auch die Geschichte von den beiden Scherflein der Witwe der heutige Predigttext, denn diese Witwe macht ja ihre vorbehaltlose Hingabe geradezu demonstrativ deutlich. Wenn auch der Betrag, den sie zum Leben hat, nur sehr gering ist, nur einen Pfennig wert, er setzt sich doch aus zwei Münzen zusammen, aber die Witwe gibt beide, macht nicht halbe-halbe, hält nicht die eine für sich zurück. Und so scheint diese Geschichte auch gut in die Passionszeit zu passen, die manche von uns als Fastenzeit begehnen, als Zeit des Verzichtens, um durch Beten und Fasten, durch Konzentration und die Unterbrechung liebgewordener oder auch nur gedankenlos träge festgehaltener, eingefahrener Gewohnheiten sich klarer darüber zu werden, worauf es im Leben wirklich ankommt, was wirklich wichtig ist, und so möglichst aus unseren Zwiespältigkeiten und Zerrissenheiten heraus zur völligen, ungeteilten, vorbehaltlosen Hingabe an Gott zu kommen. Aber stimmt diese Deutung? Verstehen wir Jesus und verstehen wir Markus, der diese Geschichte erzählt, richtig, wenn wir in dieser armen Witwe ein Vorbild sehen, ein Beispiel, dem es nachzueifern gilt? Es ist kein guter, kein genauer, kein angemessener Umgang mit der Heiligen Schrift, wenn wir etwas zwanghaft unter jeden Abschnitt die Worte setzen: gehe hin und tue desgleichen – auch da, wo diese Worte gar nicht stehen. Lasst uns darum am heutigen Sonntag Okuli, der nach unserer Blickrichtung fragt, zunächst diese Geschichte genauer in den Blick nehmen und zwar in dem Zusammenhang, in dem sie steht.

Nach langer Wanderung ist Jesus vom Norden des Landes, von Galiläa aus in Jerusalem eingetroffen und zwar in der Erwartung, dass sich dort die Konflikte zwischen ihm und seinen innerjüdischen Gegnern zuspitzen werden. Er hatte darum bereits unterwegs seinen Jüngern angekündigt, dass er in Jerusalem leiden, in die Hände der Völker überliefert und von ihnen umgebracht werde. Die Jünger hatten nicht verstanden, dass er auch seine Auferweckung angekündigt hatte, hatten vergeblich versucht, ihm den Weg nach Jerusalem auszureden, und waren ihm

nur mit Schauern gefolgt. Bei seinem Eintreffen wird er von den Volksmassen, von den Leuten begeistert begrüßt, die ihn am liebsten sofort zum König machen, als Gesalbten, als Messias, als Christus proklamieren würden, ja, das im Grunde bereits tun. Gerade diese Unterstützung durch die einfachen Leute hält seine Gegner, die um den Tempel herum organisierten führenden Kräfte, die durchaus schon Pläne schmieden, wie sie ihn beseitigen können, davon ab, gegen ihn vorzugehen: sie fürchten sich vor dem Volk – davon war im Evangelium des letzten Sonntags die Rede. Bereits am nächsten Tag spitzt Jesus seinerseits den Konflikt mit den Tempelkreisen zu: in einer spektakulären Aktion treibt er die Händler aus dem Tempel und bezichtigt sie, aus einem Ort, der ein Bethaus sein sollte nicht nur für Israel, sondern in der Zukunft ein Bethaus auch für die Völker, eine Räuberhöhle gemacht zu haben, ein hartes Wort, das er vom Propheten Jeremia übernimmt und das uns darauf aufmerksam macht, dass der Tempel zur Zeit Jesu ein Riesenbetrieb ist, in dem sehr viel Geld umgesetzt wird, eng verflochten mit der römischen Kolonialmacht, also durchaus mit den Völkern, die aber diesen Ort nicht als ihr Bethaus betrachten, sondern als Einnahmequelle. Diese Aktion war dazu angetan, nicht nur die tempelnahe Oberschicht zu blamieren, sondern auch die Römer, die eigentlichen Machthaber, zu alarmieren. Die Volksmenge aber, die Leute sind noch immer, sind erstrecht begeistert.

Auch danach ist Jesus täglich im Tempel, er lehrt, er lässt sich in Gespräche verwickeln, nicht alle sind Streitgespräche, manchmal verblüfft er seine Gesprächspartner und mit einem der Schriftgelehrten kommt es sogar zum Einverständnis in der Frage, was das höchste der vielen Gebote sei. Doch gerade mit den Sadduzäern, also der Priesterpartei, und mit ihren Verbündeten auch unter den Ältesten und den Schriftgelehrten – und damit den Kollaborateuren der römischen Machthaber – kommt es zu keiner Verständigung: ihr irrt, sagt Jesus ihnen, ihr irrt sehr. Zum Hintergrund unserer Witwengeschichte gehört, dass eine dieser Kontroversen den Umgang mit Geld betrifft – darf man dem Kaiser, den Römern Steuern zahlen? – und so bereits die Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Geld, von Credo und Kredit aufwirft.

Unmittelbar vor unserem Text beschimpft Jesus einige der Schriftgelehrten, denen es nur um sich selbst geht, die auf Marktplätzen begrüßt sein wollen und die ersten Plätze in den Synagogen und bei Gastmahlen einnehmen: sie fressen die Häuser der Witwen, schimpft Jesus, machen also Witwen arm, indem sie sie dazu bringen, ihnen ihre Habe zu geben. Und dann sieht Jesus einer solchen armen Witwe zu, wie sie ihre letzte Habe dem Tempel gibt, und macht seine Jünger auf sie aufmerksam. Dieses Zusammentreffen gibt zu denken, zumal das die beiden einzigen Stellen sind, an denen im Markusevangelium das Wort Witwe fällt.

Zunächst redet Jesus gar nicht, sondern sitzt dem Opferstock, dem Gotteskasten gegenüber, steht ihm dabei, so lässt sich aus der Vorgeschichte schließen, nicht ganz wohlwollend, vielleicht nicht einmal neutral gegenüber – dies Gegenüber könnte auch ein Entgegen sein. Und Jesus schaut der Volksmenge zu – am heutigen Sonntag Okuli ist es uns gegeben, den Blickwinkel Jesu einzunehmen, den Blick dessen zu teilen, dessen Augen gewiss stets auf den HERRN, den Gott Israels sehen. In den Opferstöcken wird Geld für den Tempelschatz gesammelt, für den laufenden Betrieb, aber auch als Baurücklage, denn bei einem solch eindrucksvollen Bau muss immer etwas instandgesetzt, repariert werden. Viele Reiche geben viel Geld – und das unterscheidet die damalige Situation von unserer heutigen, in der nur wenige Reiche viel Geld geben. Diese hier legen Wert darauf, dass es diesen öffentlichen Ort für die Begegnung mit Gott gibt, und lassen sich das was kosten, wollen solche Begegnungen nicht aufs Innere und Innerliche oder aufs stille Kämmerlein beschränken, sondern wollen, dass sie mitten im öffentlichen Leben stattfinden, sichtbar und wirksam sind. Um die Augen stets auf den HERRN zu richten, bedarf es auch äußerer Gedächtnisstützen. Aber in der Sicht Jesu, jedenfalls in der Sicht des Markus, ist doch zweifelhaft, ob es sich bei diesen Gaben tatsächlich um Gottesdienst handelt, um einen Dienst am Gott Israels, oder um Sklavendienst für ganz andere

Mächte und Gewalten. Dann sieht Jesus die arme Witwe, und man muss leider sagen: auch zu Jesu Zeiten war das fast ein Pleonasmus, ein weißer Schimmel, waren Witwesein und Armut fast gleichbedeutend, obwohl der Gott Israels durch viele Propheten klar gemacht hatte, dass er sich als Anwalt der Witwen und Waisen, der Armen versteht und betätigt – und diese prophetische Kritik hatte Jesus ja gerade fortgesetzt in seinem Wort von den Schriftgelehrten, die der Witwen Häuser fressen.

Jesus vergleicht die vielen Gaben der vielen Reichen mit der sehr geringen Gabe der armen Witwe und kommt zu dem überraschenden Ergebnis: die Witwe hat mehr gegeben als sie alle. Denn die Reichen haben für Gott was übrig und geben das, was sie erübrigen können. Und darin erkennen wir uns wieder, auch wenn wir nicht reich sind: die Sache mit Gott hat in unserem Leben ihren durchaus geachteten Platz, aber doch als Teilbereich unseres Lebens neben allerlei anderen, ebenfalls beachtliche Bereichen. Auch wir haben für Gott was übrig. Die Witwe aber kann gar nicht aus ihrem Überfluss etwas erübrigen, weil sie Mangel leidet; sie gibt, sagt Jesus, aus ihrem Mangel, nämlich: alles was sie hat, ihr ganzes Leben. Man mag das unvernünftig und leichtsinnig finden, aber es ist ein eindrucksvolles Zeugnis ihres Vertrauens, dass dieser Gott die Witwen und Waisen, die Armen, die Fremdlinge erhält, sie mit ihrer Hingabe also nicht ins Leere fällt; sie gibt Gott in jeder Hinsicht Kredit.

Es scheint tatsächlich so, als wolle Jesus diese völlige Hingabe uns, seinen Jüngerinnen und Jüngern, vor Augen stellen als Gegenbild zu unserer Zerrissenheit, Zerspaltenheit zwischen Glaube und Unglaube, Vertrauen und Misstrauen, Hoffnung und Angst, Hingerissensein und Vorbehalten. Schließlich hatte er kurz zuvor einem reichen Mann im Gespräch empfohlen, seine ganze Habe den Armen zu geben und ihm, Jesus, nachzufolgen, was der aber nicht fertig brachte. Und in jenem einverständigen Gespräch mit dem Schriftgelehrten kurz zuvor hatte Jesus an das Schma Israel erinnert, das gerade die Ganzheit, die Ungeteiltheit Gottes und der Liebe zu Gott betont: Höre, Israel, der HERR, unser Gott, der HERR ist Einer. Liebe den HERRN, deinen Gott, mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele, mit deinem ganzen Vermögen! Und mit Vermögen ist hier natürlich auch Vermögen gemeint.

Doch die Kritik an denen, die der Witwen Häuser fressen, direkt vor unserem Text macht es unwahrscheinlich, dass Jesus uns die Witwe als Vorbild hinstellt. Und unmittelbar nach dem Blick auf die verschiedenen Gaben für den Tempelschatz und die Bauerhaltung hören wir, wie einer seiner Jünger Jesus bewundernd und staunend auf das Gebäude aufmerksam macht: sieh nur, was für Steine! was für Bauten! Doch Jesus entgegnet: ja, sieh die gewaltigen Bauten; hier wird nicht ein Stein auf dem anderen bleiben. Sollte Jesus hier in der Witwe eher ein Opfer ideologischer Irreführung beklagen, ein Opfer derer, die Häuser fressen? Will er vor irregeleiteter Hingabe an falsche Instanzen und Objekte warnen? So wie Paulus seinen Gegnern bescheinigt, dass sie zwar eifern, aber leider mit Unverstand eifern?

Solch fehlgeleitete Hingabe erleben wir zu unserem Schrecken in den letzten Jahren vor allem im Bereich des Islam. Seine wohlmeinenden Interpreten erklären uns, das Wort Dschihad meine keineswegs Mord und Totschlag unter dem Deckmantel des heiligen Kriegs, sondern eben dies: völlige Hingabe an Gott, ungespaltene, ungeteilte Konzentration der eigenen Kräfte. Dass aber viel zu viele nun doch voll Glaubenseifer und Opferbereitschaft, also besten Gewissens und ohne Skrupel zu religiös motivierten und legitimierten Mördern werden; dass inzwischen das große Wort Märtyrer oft für solche Täter verwendet wird, zeigt, wie anfällig für Irrwege religiöser Eifer ist. Und das gilt auch für die christliche Religion. So ist der Name des Sonntags Okuli auch die Aufforderung zur kritischen Selbstüberprüfung, ob unsere Augen tatsächlich stets auf den HERRN, den Gott Israels, sehen oder ob sie ihn mit allerlei selbstgemachten, aber religiös aufgeladenen Gestalten, Mächten und Wahrheiten verwechseln.

Doch es ist ja nicht nur Warnung, es ist auch nicht nur Klage, wenn Jesus unseren Blick auf diese arme Witwe lenkt. Witwen, besonders arme Witwen, sind in der Bibel oft ein Bild für ein Israel ohne Zukunft, jedenfalls mit gefährdeter Zukunft – etwa die, denen die Propheten Elia und Elisa halfen, oder die, deren Sohn Jesus im Lukasevangelium auferweckt. Jesus will die Witwe nicht denunzieren, sich von ihr nicht distanzieren. Er solidarisiert sich mit ihr. Sie hat ihr ganzes Leben gegeben, sagt er über sie in einer auffälligen Formulierung. Auch wenn damit gemeint ist: alles, was sie zum Leben hatte – und so wird es auch meist übersetzt –, Jesus sagt das, kurz bevor er selbst sein Leben hingibt. So wird die Witwe zwar zum Gegenbild, aber damit auch zum Bild, zur Deutungshilfe für das Leiden und Sterben Jesu. Er macht sich die verlorene Sache, die Irrwege und damit die zukunftslose Situation seines Volkes zu eigen, für die diese Witwe steht, übernimmt sie, nimmt sie ihm damit ab: das Großartige wie das Schreckliche aller menschlichen und darum leider oft auch unmenschlichen Religion nimmt er weg, nimmt er auf sich. In dieser Hingabe Jesu, für die diese Witwe ein etwas irritierendes Bild ist, solidarisiert sich zugleich der Gott Israels, der seinen Sohn hingibt, mit seinem Volk und dadurch mit allen Völkern, allen Menschen aller Zeiten. Trotz all dem, was uns in diesen Tagen traurig, was uns Sorgen macht und Angst: niemand ist verloren, niemand geht verloren, denn Jesus nimmt in seiner Hingabe uns unsere Verlorenheit ab und weg.

Amen.